

Die Blütezeit der bernischen Aristokratie [Schluss]

Autor(en): **Bloesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Blütezeit der bernischen Aristokratie

Von Dr. Hans Bloesch

Schluss

Im Turnierplaz selbst wurden indessen allerhand künstliche Ritterspiele getrieben. Jedes Korps stellte sich beim Eintritt en face der Damenbänke und alle Pferde machten ihre Kniebeugungen unter grüßendem Wiehern; dann stellen alle Ritter sich ringsum inwärts den Schranken nach. Zwei traten hervor und thaten ein Speerstechen in der Mitte des Plazes, wo bald der eine, bald der andere die Oberhand zu erhalten schien. Gelang es endlich dem einen, Sieger zu sein, so ertönten von allen Seiten her Siegesfanfaren, die bis in das innerste des Waldes drangen, und wieder aus der Tiefe desselben zurückhallten. Während denselben flogen von dem Amphitheater aus schönen Händen farbige seidene Bänderschleifen demselben in Menge zu, die ein Knappe aufhob und seinem Ritter überreichte, der dann dieselben auf seinen Helm oder auf seine Schultern festheftete, unter galanten Dankbezeugungen gegen die Geberinnen. Hatten alle Ritter so gekämpft, so ward mit Wurfgeschossen im Gallop, auf ein Zeichen, nach einem kolossalen Mohrenkopf mit prächtigem hohen Turban, der seinen mit herrlichen weißen Zähnen garnirten Mund gähnend aufsperrte, geworfen. Wer den Mund oder auch nur das Gesicht traf, dem ward mit Fanfaren Ehre bezuegt. Zuweilen geschah es sogar, daß vornehme und reiche Damen Wettpreise von kleineren und auch wohl von größeren goldenen Ketten, goldenen Uhren, Epauletten und andern dergleichen Sachen zum verspielen gaben, wo dann alle Ritter zum Wettkampf zugelassen wurden, und der Sieger beim nächsten Auszug der Anführer des Zuges war. Senkte sich die Sonne hinter die blaue Mauer des Jura nach dreistündigem Spielen hinunter, so wurden die Wagen der Damen vorgeführt, alle stiegen von ihren Bänderbeschenken geführt, ein; die Ritter rangirten sich zu zwei oder vier hoch zu beiden Seiten der Wagen und der ganze Triumphzug rückte langsam, von der bald sanften bald tobenden Musik begleitet der Stadt zu; wo gewöhnlich ein Tanz auf dem Gasthof zur Krone, wo damals der größte Tanzsaal der Stadt war und wo die vornehme und elegante Welt lange Jahre über ihre Bälle hielt, das Tagesfest beendigte.

Der Aufwand, den solche Festlichkeiten erforderten — man erzählte von einem Teilnehmer, daß er für 50,000 Taler Juwelen und Schmuck auf sich getragen habe — erweckte aber die Beforgnis der Landesväter, die es lieber sahen, wenn ihre Söhne sich nützlicher beschäftigten. So wandten sie ihren Sinn dem ernsthafteren Soldatenspiel zu, militärischen Exercitien auf dem Kirchhof, verbunden mit Erstürmung einer Schanze und mit anschließendem Tanz und Feuerwerk. Berühmt geworden ist der Schüffelkrieg von 1752 und das große Feldlager, das der berühmte Mitbürger, General Lentulus, nach preußischem Muster seinen bewundernden Bernern vorführte im Juni 1767. Da wurde mit 1600 Mann exerciert und manöviert und die ganze Stadt war die drei Wochen hindurch im Festfieber, besonders am Abend, wo Tanz und Feuerwerk die Übungen ablösten.

Diese Feuerwerkerei, die sich in Nachahmung französischer Hoffitten zu einer eigentlichen Kunst entwickelte, ist eine typische Erscheinung des 18. Jahrhunderts, von einer Mannigfaltigkeit und spielerischen Lust, von der wir uns kaum noch eine Vorstellung machen können, die wir allnächtlich von einem phantastischen Feuerzauber umgeben sind. Ganze Burgen und Menschengruppen flogen mit Geknatter und Getöse in Hunderten von Raketen in die Luft, feuerpeiende Drachen und funkenprühende Engel flogen herum, Feuerschriften waren am Him-

mel zu lesen und Fontänen ergossen ihr feuriges Wasser in Feuer verprügende Becken. Diese prachtvollen Feuerwerke, bei denen sich die Phantasie in den tollsten Erfindungen ergehen konnte, bildeten eine Hauptbelustigung der Gesellschaft jener Zeit. Staunend folgten die Augen des in die Stadt geströmten Landvolkes diesem märchenhaften Spektakel. Dafür ließen sich dann ihrerseits die kraftvollen Sennen und Schwinger von dem Stadtvolk bestaunen, wenn sie am Ostermontag auf der großen Schanze ihre Künste zum Besten gaben.

Der blühende Aufschwung, den Bern im 18. Jahrhundert erfuhr, machte sich nicht nur im gesteigerten Lebensgefühl, in verfeinerten Sitten und glanzvollen Festen bemerkbar, die ganze Stadt legte Zeugnis davon ab. Fast alle Häuser sind zu jener Zeit neu gebaut worden, man wetzte sich in der Erstellung ziervoller Fassaden durch französisch geschulte Architekten. Aber weislich gebunden durch strenge Baugesetze, die den alterwürdigen gotischen Charakter des Stadtbildes zu wahren berufen waren, sodaß Goethe in einem Briefe an seine Freundin den Eindruck, den er von den bernischen Straßen erhielt, in die Worte fassen konnte, die Häuser seien „in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, all aus einem graulichen, weichen Sandstein“, er nennt sie aber auch die schönste Stadt, die er bisher gesehen.

Jene Zeit des Absolutismus liebte es, das staatliche Machtgefühl auch im Stadtbild zum Ausdruck zu bringen. Aber in erfreulichem Gegensatz zu den fürstlichen Vorbildern verwendete die bernische Regierung ihre reichen Mittel nicht zu Prachtbauten, die ihren eigenen Luxusbedürfnissen und ihrem absolutistischen Machtbewußtsein zu dienen bestimmt waren, vielmehr sollte in den Bauwerken ihre väterliche Fürsorge für das Wohl der Allgemeinheit sich manifestieren. Die demokratische Tradition erwies sich als stärker als die moderne Staatsauffassung, die im ganzen übrigen Europa die Bautätigkeit bestimmte. Es ist kein einziger Fall bekannt, daß Staatsgelder von den momentanen, unbefchränkten Machthabern für eigennützige Zwecke wären beansprucht worden. Dagegen hat man den Eindruck, daß sie ihrer Baufreudigkeit, die sich in der ganzen Einwohnerchaft kund tat, bei der Errichtung gemeinnütziger Bauten nicht genug tun konnten, vielleicht wollten sie auch durch das Ausmaß dieser Gebäulichkeiten zum Ausdruck bringen, daß sie nicht nur für die Stadt, sondern für ihren ganzen Machtbereich bestimmt sein sollten.

Damals entstanden alle die Prachtbauten, die zum Teil verschwunden sind, zum Teil aber noch heute unsere Bewunderung erwecken. Das Kornhaus, mit dessen Vorräten die vorsorgliche Regierung regulierend in die Preisgestaltung dieses wichtigsten Nahrungsmittels eingreifen konnte, das imposante Infirmitätspital, die Heiliggeistkirche und das Burgerspital, vor dem der fremde Reisende staunend ausrief: Kein Fürst wohnt so, wie die Armen in Bern, das Stiftgebäude, die Reitschule, das Hotel de musique, die Hauptwache, die Bibliotheksgalerie und die Stadtbibliothek, das Waisenhaus und die Münze. Die Regierung trug sich auch mit großen Plänen für den Neubau eines Rathhauses und eines Zeughauses, die aber nicht mehr zur Ausführung kamen.

Daneben her ging eine rege Bautätigkeit auf dem Lande, es entstanden alle die prächtigen Landsitze, Amtshäuser und Pfarrhäuser wurden zeitgemäß umgebaut, die seinerzeit berühmten Straßen angelegt und die wundervollen Alléen gepflanzt, durch welche die Stadt mit dem Lande verbunden wurde.

Das erstaunliche Hochgefühl, das sich in dieser Baufreude äußerte, tat sich auch auf andern Gebieten kund. Die Aufklärung, die man so lange zurückgehalten hatte, brach mit Macht durch. Nie vorher und nachher hat Bern eine solche Fülle glanzvoller Namen aufzuweisen, die durch ihren Geist und ihre Leistungen den Durchschnitt überragten. Alle überstrahlt Albrecht Haller, der anerkannt größte Gelehrte seiner Zeit, der Bahnbrecher der deutschen klassischen Literatur. Seine mächtige Gestalt verdunkelt zu unrecht die vielen Mitbürger, die neben ihm aus dem damaligen Bern ein eigentliches Kulturzentrum schufen, das zeitweilig seinen Brennpunkt im Salon der geistvollen Julie Bondeli fand, der Freundin Rousseaus und Wielands. Dort trafen sich die Schöngeister und die Gelehrten, die beiden Tschärner und Kirchberger, Samuel Engel und Schmidt von Kossens, Tschiffeli und Sinner von Ballaigues und wie sie alle heißen. Wo früher nur einzelne sich mühsam durchringen und kaum behaupten konnten, da fand sich nun plötzlich ein fruchtbarer Nährboden, der nicht nur die Einheimischen aufwachen ließ, sondern auch von weither Gleichstrebende anlockte und wirtschaftlich sicher stellte. So ließ sich hier der anregende Italiener de Felice nieder, gab eine italienische und eine lateinische Zeitschrift heraus, gründete die typographische Sozietät, die eine bemerkenswerte Tätigkeit entfaltete. Mit ihm rivalisierte Walthard, dessen reizende Drucke heute zu den bibliophilen Kostbarkeiten zählen, und diese Drucktätigkeit zog wiederum die Graphiker, wie Dunder und Grimm nach Bern um die reizenden Rokokobändchen auszusmücken. Das anspruchsvollere gesellschaftliche Leben und die neue Wohnkultur rief auch die bildenden Künstler herbei. Das repräsentative Porträt wurde zum Bedürfnis, geschätzte Maler wie Huber und Handmann fanden ein ergiebiges Arbeitsfeld, das auch andere Künstler anlockte. Eine ganze Malerschule beherbergte Bern gegen Ende des Jahrhunderts. Sie pflegte nicht mehr das große Bildnis, sondern das kleine Genrebild als viel begehrten Schmuck der zierlichen Salons und als gesuchtes Reiseandenken. Die Aberli, Freudenberger und Rieter, deren Tradition von den König und Cory noch weit ins nächste Jahrhundert hinein weiter gepflegt wurde.

Als die Vorboten schwerer Zeiten sich bemerkbar machten,

die Sorge um die Fortdauer des Staates auftauchte, da wick das muntere Schäferpiel ernsteren Bestrebungen, die sich in den Kreisen der ökonomischen Gesellschaft zum Nutzen einer besseren Landwirtschaft auswirkten, im politischen Institut, an dem Jth, Stapfer, Kuhn, Bonstetten und Johannes von Müller lehrten, einen neuen Geist vaterländischer Gesinnung heraufzubeschwören suchten. Vermochten sie auch den Zerfall nicht mehr aufzuhalten, so bildeten sie doch das Geschlecht aus, das nach dem Zusammenbruch des Staates die Geschicke wohlausgerüstet an die Hand nehmen konnte.

Die ernstere Geistesrichtung fand selbst im Neuhieren Stand Eingang, dessen jugendliche Mitglieder sich ernsthaft dem Studium der vaterländischen Geschichte und der Staatswissenschaft zuwandten und in ihren jährlichen Reden oratorische Leistungen hervorbrachten, die es wohl verdienten, als gedruckte Sammlung der Nachwelt den Beweis zu erbringen, daß ein neuer Geist im Anzug war. Daniel Fellenberg, der Vater des großen Erziehers, suchte in der patriotischen Gesellschaft die besseren Elemente zu sammeln und ihre Kräfte im Geiste der helvetischen Gesellschaft dem engeren Vaterland dienstbar zu machen. Ueberall regte sich das Bemühen, den drohenden Zerfall des Staates durch geistige Aufklärung aufzuhalten, die starren Formen schmiegsamer zu gestalten und ihnen so zu ermöglichen, den Forderungen der neuen Zeit, die überall an den Grenzen Eintritt verlangte, so weit entgegenzukommen, daß ihr Zerfallen nicht notwendig würde.

Es war zu spät. Nur die straffe äußere Form, das kunstreiche Gebäude des bernischen Staates, hielt die Illusion eines lebenskräftigen Gemeinwesens für oberflächliche Betrachter noch aufrecht. Vor dem traurigen Schauspiel eines inneren Zerfalles bewahrte es der Ueberfall des fremden Nachbarn, der dem alten Bern zu einem dramatischen ehrenvollen Abgang von der Weltbühne verhalf.

Es ist ein glanzvolles Kapitel bernischer Geschichte, das Zeitalter der aristokratischen Familienherrschaft, ein blendender Aufstieg auf einen weithin leuchtenden Gipfel, aber auch ein Kapitel ernster Mahnungen, denen wir heute ein ganz besonders wachsam Ohr leihen müssen.

Die alte Nummer

Die kurze Geschichte einer langen Liebe.

Von Erika Jemelín

In Annemaries Augen erwacht plötzlich ein helles, junges Leuchten. Jahre, lichte und dunkle, die ihr Sein durchlebt, sind mit einem Mal von ihr gesunken, fortgeweht. Gerade so, wie wenn ein toller Frühlingwind das Himmelsblau eines sonnigen Tages von weißem Gewölk befreit.

Barte Röte steigt in ihre schmalen Wangen, während ihre Seele versunken dem Lächeln nachsinnt, das weich und erinnerungsfroh ihre Lippen umspielt.

Und das alles wegen einem kleinen, zerkrümelten und vergilbten Feszen Papier. Es ist gefährlich, alte Dinge, die lange Zeit dazu verdammt waren, den Schlaf des Vergessens zu träumen, ans erbarmungslose Licht zu zerren. So vieles wird wach, was man beinahe vergessen hatte; beginnt geheimnisvoll flüsternd zu erzählen von einem längst verflorenen liebeseligen Frühling, als die Welt noch voller Träume und Wünsche war.

Ja, Lenz war es gewesen, als Hannes Walder ihr das Wunder der ersten Liebe geschenkt hatte. Ein paar tiefblaue Augen im sonnenverbrannten Gesicht, gute, weiche Hände, die so lieb und zärtlich übers Haar streicheln konnten und ein herzengutes Lachen: das war Hannes gewesen. Sie hatte ihn geliebt, innig und einmalig, mit der ganzen Kraft ihres siebzehnjährigen Lebens. —

Auf Annemaries Stirn steht eine steife, grüblerische Falte. Geliebt? Kann denn eine Liebe, die so groß und herrlich war, wie die ihre, jemals enden? Bleibt sie nicht auf immer eingegraben im Herzen und kann erst auslöschten, wenn dies Herz zu schlagen aufhört?

Wie ein zauberhaftes Märchen, zu schön, um wahr zu sein, kommt ihr nun jene Zeit vor. Das ganze Glück und die Liebe eines Lebens, zusammengedrängt in kurze Monate niewieder-